

MATTHIAS SACHAU

KALT DUSCHER

EIN MÄNNER-WG-ROMAN



ullstein

Ullstein Taschenbuch

Matthias Sachau
Kaltduscher

Ein Männer-WG-Roman

Originalausgabe im Ullstein Taschenbuch

1. Auflage Juni 2009

© Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin 2009

Umschlaggestaltung: HildenDesign, München
unter Verwendung eines Motivs von

© Oliver Hoffmann/shutterstock

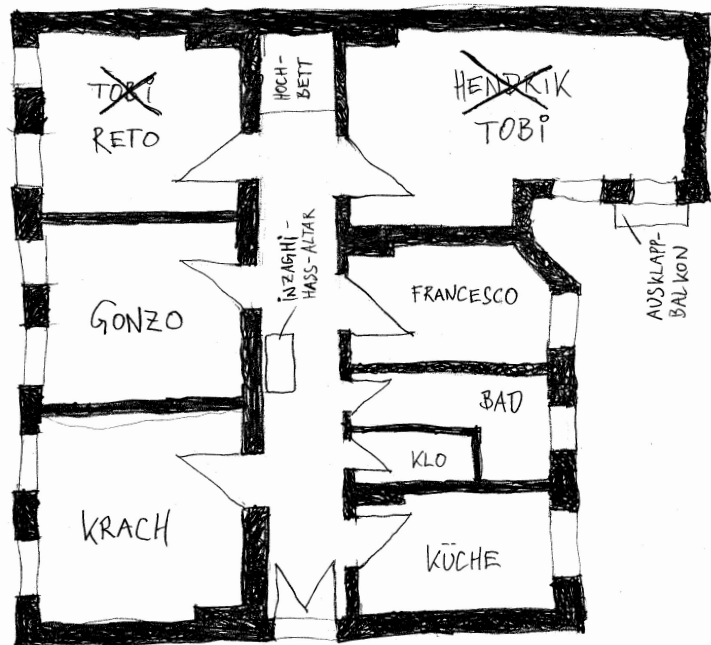
Satz: LVD GmbH, Berlin

Gesetzt aus der Minion

Druck und Bindearbeiten: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

Printed in Germany

ISBN 978-3-548-28017-2



ANGRIFF

Meine Wände sehen ganz normal aus für einen, der in ein paar Tagen 24 wird und bis jetzt noch nicht wirklich was auf die Reihe gekriegt hat. Keine Poster, keine bunten Farben, dafür bin ich zu alt. Mit 24 hat man wieder weiße Wände, und als Verzierung pappt man sich höchstens hier und da willkürlich aus Zeitschriften rausgerissene Bilder dran. Bisschen Mode, bisschen Fotokunst und, ganz wichtig, ein paar Sachen, bei denen kein Mensch kapiert, was das eigentlich soll, zum Beispiel Guido Westerwelle, der gerade in ein Brötchen beißt, oder ein Orang-Utan, der wie Tom Cruise aussieht (ist aber bisher nur mir aufgefallen). Zwischen den Bildern hängen all die Notizzettel mit Adressen, Terminen und anderem wichtigen Zeug, das ich schleunigst in meinen Kalender eintragen sollte, wenn ich mir endlich einen angeschafft habe. Wirklich alles ganz normal.

Das Einzige, wofür ich dauernd den Vogel gezeigt bekomme, ist mein Abiturzeugnis. Es hängt direkt neben dem Kopfende meiner Matratze, und jeder fragt mich, was denn nun das bitte schön soll und ob ich nicht wenigstens die Durchschnittsnote 3,4 mit einem Aufkleber abdecken will.

Ich brauche das Zeugnis aber wegen meiner Alpträume. Die kommen alle paar Wochen. Keine Ahnung, warum. Immer das gleiche Grundmuster: Ich renne schwitzend durch leere Schulflure, weil ich, um in die elfte Klasse versetzt zu werden, eine Prüfung in irgendeinem Fach ablegen muss, von dem ich noch nie was gehört habe. Ich bin viel zu spät

dran und weiß noch nicht mal die Raumnummer, geschweige denn, um was es bei Gewässersozio­logie überhaupt gehen soll. Eine grauenhafte Lage. Selbst wenn ich am Ende schweißgebadet aufwache, brauche ich immer noch eine ganze Weile, bis ich weiß, dass die Welt eigentlich völlig in Ordnung ist: *Hey, Moment mal, es gibt gar keine Prüfung in Gewässersozio­logie ... und, hey, die Elfte hab ich doch schon geschafft ... und die Zwölfte sogar auch ... und ... ach ja, ich hab sogar schon Abitur ... und, hm, ich hab sogar schon ziemlich lang Abitur, hab schon eine Schlosserlehre angefangen und abgebrochen und ein Anthropologiestudium auch. Warum träume ich eigentlich noch von der Schule?*

Wenn nun mein Abiturzeugnis das Erste ist, was ich nach dem Aufwachen sehe, läuft dieser Prozess wenigstens etwas schneller ab.

Heute träume ich aber keinen Schulalptraum. Ich träume von Amelie. Ich tummle mich mit ihr in der Luxussuite des neuen Airbus A380, den sie gestern Abend in den Tages­themen gezeigt haben. Lustigerweise ist alles mit Flokati­Teppichen ausgelegt, und auch die übrigen Details scheinen allesamt aus 70er-Jahre-Pornofilmkulissen zu stammen. Amelie ist in das große weiße Badetuch eingehüllt, in dem sie früher immer über unseren WG-Flur gehuscht ist, wenn sie geduscht hatte. Sie lächelt ihr wunderbares Lächeln, und die Spitzen ihrer leicht feuchten hellbraunen Haare umschmeicheln ihre zarten Schultern. Sie sagt nichts. Aber irgendwie kann ich fühlen, dass gleich ... Oh, sie nimmt meinen Kopf in ihre von der Dusche noch ganz warmen Hände, und ihr Mund nähert sich meinem linken Ohr. Von der anderen Seite kommt Amelies beste Freundin Julia dazu. Das Tigerfell, das sie sich um die Brust geschlungen hat, verdeckt kaum das Nötigste, und ihre wilde blonde Lo-

ckenmähne wippt im Takt zum leisen Easy-Listening-Ge­dudel im Hintergrund. Sie widmet sich meinem anderen Ohr. Ich spüre ihre warmen Lippen. Es kitzelt, als ihre kleine Zunge in meinen Gehörgang eindringt, und ich schließe die Augen.

Und dann brüllen beide plötzlich

»GROOOOOOOOOOOOOOOOOOOOOOOOOOOOOH!!!«

Ich wache sofort auf, sehe mein Abiturzeugnis an und hoffe kurz, dass es auch Amelie und Julia ihre normalen Stimmen wiedergeben kann, aber ich höre immer noch »GROOOOOOOOOOOOOOOOOOOOOOOOOOOH!!!«, und wäh­rend sich meine Augen langsam auf die Worte »Allgemeine Hochschulreife« scharf stellen, klafft plötzlich genau an dieser Stelle ein Loch im Papier auf, Staub- und Mauer­werksbrocken fliegen mir um die Ohren und irgendwas Großes, Spitzes, Vibrierendes nähert sich langsam, aber unaufhaltsam meiner Stirn.

Ich erkenne nicht gleich, was es ist. Dazu ist die Perspek­tive zu ungewöhnlich. Klar ist aber, dass etwas, das mir nichts, dir nichts mein Abiturzeugnis zerstört, wild vor mei­nem Gesicht hin- und herzuckt und dabei »GROOOOOO- OOOOOOOOOOOOOOOOOOOOOOOOOOOH!!!« macht, nichts Gutes bedeuten kann, und so kontere ich, noch bevor das Wort *Presslufthammer* in meinem Kopf Form angenommen hat, den Angriff mit einem Gegenlaut.

»HNNJAAAAAAAAAAAAAAAAAAAAAAAAAARGHHH!!!«

Das hat Folgen. Der zuckende Stahlmeißel verschwindet wieder in der Wand, und ich höre durch das Loch eine kernige Stimme mit osteuropäischem Akzent.

»Chef, da wohnt noch Leut!«

DRECKSACK

Unsere Küche sieht ebenfalls ganz normal aus für eine 5er-Männer-WG in einem schwer sanierungsbedürftigen Altbau in Berlin-Mitte. Keine Hängeschränke, keine Spülmaschine, dafür sind wir zu cool. Wir bewahren unser bisschen Geschirr in einem alten Werkstattregal auf, warmes Wasser kommt aus einem DDR-Boiler, der zuverlässig ein Mal pro Monat kaputtgeht, und in der Ecke steht ein großer Fernseher, den wir mit den Zehen bedienen, seit sich Tobi vor einem Jahr auf die Fernbedienung gesetzt hat. Am Kopfende unseres Küchentischs hängt eine penibel auf dem neuesten Stand gehaltene Bundesliga-Stecktafel und darüber ein Poster von Rambo, der gerade mit seinem Maschinengewehr in den Dschungel ballert und dazu ein Gesicht macht, als wäre er drei Tage nicht mehr auf dem Klo gewesen.

Über Rambos Kopf hat Tobi den aus einem ZDF-Werbeplakat ausgeschnittenen Schriftzug »Melodien für Millionen« hingeklebt. Gonzo sagt immer, wir sollten es abhängen, weil sich der Gag inzwischen abgenutzt hat. Aber Gonzo findet auch, dass wir die Küchenwände mit einem Hauch von Azurblau abtönen, die Fußleisten als Komplementärkontrast Hummerrot streichen und beim Deckenstück Petrol als Akzentfarbe nehmen sollten.

Tobis Exfreundin Amelie findet dagegen, dass hier erst mal eine Grundreinigung fällig wäre und dass Gonzo seinen Kinnbart abrasieren soll. Da hat sie im Prinzip auch

recht, aber was die Grundreinigung betrifft, sollte man sich auch nicht unnötig Mühe machen. Wenn wir irgendwann sowieso die Küche neu streichen, müssen wir ja eh alles ausräumen, und dann kann man das mit der Grundreinigung im gleichen Aufwasch erledigen. Das muss man auch mal im Großen und Ganzen sehen.

Jedenfalls ist unsere Küche wirklich ganz normal. Wenn man von der Profi-Bierausschank-Anlage absieht, die Hendrik neben unserer Spüle installiert hat, nachdem unser illegaler Club im Keller letztes Jahr vom Bezirksamt geschlossen worden war.

»Alter Schwede, der Wohlgemuth.«

»Der meints jetzt wirklich ernst.«

»Tja, der gibts uns jetzt mit der ganz groben Kelle.«

Ach ja, mein Beinahe-Tod von gestern früh. Fast schon wieder vergessen. Wir haben uns doch recht schnell an das GROOOOOOOOOOOH!!! der Pressluftschlämme gewöhnt.

»Hm, ja, der wills jetzt echt wissen, der Wohlgemuth.«

»So siehts aus. Kann ich das letzte Brötchen haben?«

»Von mir aus, Tobi.«

Herr Wohlgemuth ist unser Vermieter. Er hat vor zwei Jahren das Haus von den greisen Alteigentümern gekauft und sich in den Kopf gesetzt, damit reich zu werden. Das ist vom Ansatz her durchaus nachvollziehbar, weil charmanter Altbau mit zwar maroder, aber immerhin Stuckfassade in bester Lage in Berlin-Mitte, umzingelt von Werbeagenturen, Designläden, Galerien, Promi-Wohnungen und so weiter. Und unsere gesamte 5er-Männer-WG, einschließlich aller Exmitbewohner und Angehörigen, würde Herrn Wohlgemuth das Reichwerden ja auch von Herzen gönnen. Das Problem ist aber, er glaubt, dass er nur reich werden kann, wenn wir hier ausziehen. Und das Problem verschärft sich noch einmal dramatisch durch die Tatsache, dass Herr

Wohlgemuth komplett wahnsinnig ist. Einfach geduldig darauf zu warten, dass wir irgendwann wegsterben oder uns, dank sozialen Aufstiegs, was Besseres suchen als eine Wohnung mit Außenwand-Gasheizungen, undichten Fenstern und versifftem DDR-Badezimmer, liegt ihm nicht. Es muss unbedingt der radikale Schnitt sein.

Noch bevor er den Kaufvertrag unterschrieben hatte, geisterte er schon hier durchs Treppenhaus und erzählte jedem Mieter, der es hören wollte, was für eine Bauhölle er rund um uns herum bald entfachen würde. Und nachdem die ersten Feiglinge aus dem Seitenflügel ausgezogen waren, ließ er in den leer gewordenen Wohnungen Taten folgen. Solange die Presslufthammerorgie nur im Seitenflügel wütete, war das noch gut auszuhalten, aber irgendwie schaffte er es nach und nach, auch immer mehr Mieter aus dem Vorderhaus zu vergraulen.

Und letzte Woche ist blöderweise auch noch unser Stockwerksnachbar Heinz, ein überaus sympathischer Bildhauerefreak, ausgezogen, nachdem ihn Herr Wohlgemuth mit einer juristisch äußerst fragwürdigen 128-Prozent-Mietserhöhung erschreckt hat. Seitdem kann der kirgisische Schwarzarbeitertrupp direkt neben uns sein Unwesen treiben, und der Presslufthammerdurchbruch in mein Zimmer gestern war wohl, realistisch betrachtet, nur ein kleiner Vorgeschmack.

»Tja, ne, der Wohlgemuth.«

»Der kennt jetzt kein Pardon mehr.«

»Könntest du mir noch mal die köstliche Himbeermarmelade reichen?«

Köstliche Himbeermarmelade. Tobi kann so zärtlich sein, wenn er vom Essen redet. Deliziöser Fruchtjoghurt, in höchstem Maße gaumenschmeichelnde Pommes frites, schmetterlingsflügelartige Leberwurst. Und sobald er einen

Leckerbissen in der Hand hält, sieht er ihn, genau wie das Sesamstraßen-Krümelmonster, mit halb verliebtem, halb irrem Blick kurz an (nur dass sich seine Pupillen dabei nicht ganz so wild drehen), und dann schlingt er ihn mit einer Urgewalt herunter, die selbst dem grobmotorischen Blaupelz Respekt einflößen würde – auch wenn Tobi dabei nicht ganz so laut »Njaaamjamjamjamjam!« macht wie er.

»Tja, der Wohlgemuth, ne.«

»Der meints jetzt wirklich ...«

»Und tschüss!«

»Gonzo, du Drecksack!«

Zu spät. Gonzo hat den täglichen Nach-dem-Frühstück-Wettlauf zu unserer Toilette gewonnen. Unserer einzigen Toilette. Ohne Tageslicht, ohne Lüftung. Ich gehe in mein Zimmer, packe meine Sporttasche und versuche, nicht an das zu denken, was Tobi und mich gleich erwartet. Ein Glück, dass wenigstens Francesco in der Arbeit und Hendrik vor drei Tagen ausgezogen ist, sonst wäre alles noch viel schlimmer.

FUSSELBART

Bis zu Arnes Wohnung in der Eichendorffstraße ist es ein Katzensprung. Ich gehe zu Fuß und lasse mir die Sporttasche gegen die Beine schlackern.

Wie das WG-Leben ohne Hendrik auf Dauer sein wird, kann ich mir irgendwie noch nicht richtig vorstellen. Er war unser Handwerksgenie. Und nicht nur das, er war auch von einem Tatendrang beseelt wie ein Exleistungssportler, der nicht vernünftig abtrainiert hat. So ein Mann spielt in einem Haushalt, in dem dauernd was kaputtgeht, natürlich eine Schlüsselrolle. Aber ich fürchte, der drohende Reparaturstau ist noch nicht mal die schlimmste Folge von Hendriks Abgang Richtung Land-WG in Klein Ziethen. Viel bedenklicher ist der Dunst der Trägheit, der sich mit jedem Tag mehr zwischen uns ausbreitet, seit Hendrik nicht mehr rumhüpft und Hektik verbreitet. Unsere gesamten Hoffnungen ruhen jetzt auf Reto, unserem neuen Mitbewohner aus der Schweiz, der morgen einziehen wird – falls dann das Haus noch steht.

Ich biege in die Eichendorffstraße ein und stehe nach wenigen Metern vor Arnes Haus, einem öden 50er-Jahre-Wohnriegel, der, nur ein paar Straßenecken von der schicken Friedrichstraße entfernt, seine depressive Aura verbreitet. Auf dem Klingelschild steht immer noch kein Name. Ich hätte Arne wirklich nie und nimmer mit diesem Micha zusammenziehen lassen dürfen, denke ich mir einmal mehr, während ich an die Tür gelehnt geschlagene drei

Minuten auf den Summer warte. Als es endlich so weit ist, falle ich mit meiner Sporttasche in den engen Eingangsflur, rappelle mich wieder hoch und steige, wie jeden Freitag um diese Zeit, die drei Etagen hoch. Die Wohnungstür steht offen. Ich kämpfe mich durch einen Wust aus leeren Wasserflaschen und Pizzakartons zu Arne und Micha durch. Sie sitzen wie jeden Freitag – und wie jeden anderen Wochentag auch und, nicht zu vergessen, fast jede Nacht – vor ihren Bildschirmen und machen Dinge, die ich nicht verstehe.

Arne war früher in der Schule mein bester Freund. Bis er seinen ersten Computer bekam. Ab dann war der sein bester Freund. Und Leute wie dieser Micha.

»Mann, du hast wieder nicht gepackt, Arne.«

»Hm, was? Schon wieder Freitag?«

Er sieht nicht mal hoch. Ich gehe in sein Zimmer, krame seine Sportsachen zusammen und schmeiße sie in seinen Rucksack. Wir müssen schauen, dass wir loskommen. Arne sitzt immer noch neben Micha und tippt mit Lichtgeschwindigkeit auf seiner Tastatur herum.

»Komm jetzt!«

»Hm? Ja, gleich.«

Ich lege laut seufzend meinen Zeigefinger auf den Ausschalter der Steckerleiste, die alle Computer im Raum mit Strom versorgt.

»Zehn, neun, acht, sieben, sechs ...«

Bei »zwei« steht Arne tonlos auf und geht mit mir mit. Er weiß, dass ich es getan hätte. Ich habe es einmal getan. Das hat gereicht.

Micha bleibt einfach sitzen und tippt weiter, als wäre nichts geschehen.

*

Als wir beim kleinen Sportplatz im Monbijoupark ankommen, sind Fatmir, Göktan, Piotr und die anderen schon da. Wir treffen uns hier seit Jahr und Tag jeden Freitag und wissen nichts voneinander als unsere Namen und dass Piotr einen verdammt harten Schuss hat. Das ist immer so bei Parkmannschaften. Wozu reden, wenn man einen Fußball hat?

Um die Teams festzulegen, brauchen wir gerade mal drei Sekunden, und schon geht es los. Leider ist Arne in der anderen Mannschaft. Das ist hart. Arne kann nämlich nur zwei Dinge: Geheimdienstserver hacken und Fußball spielen. Aber die kann er beide richtig gut. Ich muss rennen wie ein Windhund und sauge die um diese Zeit noch angenehm laue Sommerluft bis in die hintersten Winkel meiner Lunge ein.

»Besser decken, tausendmal gesagt!«, schreit Fatmir. Er hat recht, dieser Querpass hätte niemals ankommen dürfen. Aber Fatmir schreit immer »Besser decken, tausendmal gesagt!«, auch wenn er gefoult wurde oder wenn er den Ball haben will. Irgendwie ist das der einzige deutsche Satz, den er kann.

Wir spielen immer anderthalb Stunden ohne Pause. Ein Glück, dass es diesen Termin gibt. Ohne Fußball würde es mit Arnes Gesundheit rapide bergab gehen. Ich hätte ihn wirklich niemals mit Micha zusammenziehen lassen dürfen.

Mein Handy summt in meiner Hosentasche. Mist, ich muss Arne im Auge behalten. Nur mal kurz gucken ... Caio? Der weiß doch, dass wir um diese Zeit spielen. Muss wirklich was Wichtiges ... ha, denkste, Arne. Ich kenn dich doch. Immer wenn du die Zunge aus dem linken Mundwinkel streckst, willst du mich tunneln. So, der Ball gehört mir. Wohin damit? Schönen langen Pass in den Lauf von Göktan – und Tor! Jawoll.

»So gäht!«

»Brrravo!«

»Besser decken, tausendmal gesagt!«

Caio war früher in der gleichen Klasse wie ich. Ihn sehe ich etwas öfter als Arne. Das liegt vor allem daran, dass wir geschäftlich miteinander zu tun haben. Ich bin nämlich Schauspieler. Gut, meine Karriere ist noch ziemlich am Anfang. Eigentlich gab es bis jetzt nur zwei Stationen: Fünf Jahre Schülertheatergruppe Immanuel-Kant-Gymnasium, und seitdem vermittelt mir Caio, der nach dem Abi einen kleinen Künstlerdienst aufgebaut hat, gelegentlich Rollen in Werbespots und unbedeutenden Fernsehproduktionen, meist ohne Text. Er ist schon wirklich aufgeweckt, das muss man ihm lassen. Er findet sogar Engagements für Leute, die nicht mal »Alle meine Entchen« ohne Stottern vorsprechen könnten. Hauptsache, der Typ passt.

Kawumm!

Nein, Piotr darf man wirklich nicht frei zum Schuss kommen lassen. Der Zaun hinter dem netzlosen Tor hat eine Beule gekriegt.

Am Anfang waren Caios Jobs für mich nur Spaß, aber seit ich neulich drei Sätze in dem Kinderfilm »Ich glaub, ich spinne, der Lehrer macht blau!« sprechen durfte, habe ich Blut geleckt. Ich will das jetzt auf ganz andere Füße stellen. In gut einer Woche mache ich die Aufnahmeprüfung an der *Hochschule für Schauspielkunst Ernst Busch*. Ab dann geht es steil bergauf. Während des Studiums werde ich mich vielleicht noch ein wenig mit Caio-Engagements über Wasser halten, aber irgendwann werde ich das nicht mehr nötig haben. Dann werden wir uns natürlich auch seltener sehen, aber das ist okay.

So. Spiel vorbei. Unentschieden. Ein Glück, dass wir uns immer so früh treffen. Inzwischen ist es so heiß, dass man

jetzt das Gerenne auf keinen Fall mehr anderthalb Stunden durchhalten würde.

»Tschüss.«

»Bies nächste Mall.«

»Besser decken, tausendmal gesagt!«

Wir gehen los. Ein paar Meter weiter sitzen Amelie und Julia, wie jeden Freitag um diese Zeit, auf ihrer Studier-Parkbank und lernen Tiermedizinkram. Besser mal nicht stören, denke ich mir, aber Amelie hat uns gesehen und winkt.

»Hallo! Na, kräftig gerannt?«

»Och, ja. Bisschen Sport halt.«

Sie lächelt und mein Magen macht komische Dinge. Ob Amelie überhaupt weiß, wie sie lächelt?

»Du, ich wollte dich schon die ganze Zeit was fragen.«

Sie sieht sich um, als ob sie Angst hat, ertappt zu werden. Ich weiß schon, was jetzt kommt.

»Glaubst du, Tobi will was von Miriam? Ich seh die jetzt immer zusammen.«

»Nein, glaub ich nicht. Die sammeln nur beide Manga-Comics.«

»Ach so, dann bin ich ja beruhigt.«

»Wieso? Miriam ist doch nett.«

»Die wär nichts für ihn.«

Während wir reden, sitzt Julia stumm daneben, guckt, wie ihre braungebrannten Füße im Gras herumspielen, und nestelt an dem Lederband herum, das sie um den linken Knöchel trägt. Nur hin und wieder sieht sie hoch und mustert Arne und mich mit halb belustigten, halb verächtlichen Blicken. Das hat aber weder was mit unserer sportbedingten Verdrecktheit noch mit Arnes lächerlich kurzen roten Shorts zu tun, sondern kommt einfach daher, dass wir Männer sind.

Man muss Julia verstehen. Ihre Mutter ist Professorin am Zentrum für Transdisziplinäre Geschlechterstudien an der Humboldt-Uni oder, mit anderen Worten, an der zentralen deutschen Feministinnen-Kaderschmiede. In dem Alter, in dem andere Mädchen *Hanni und Nanni* gelesen haben, verschlang Julia bereits alle Standardwerke über die Unterdrückung der Frau in der patriarchalischen Gesellschaft, und das ist harter Stoff. Wenn man sich da richtig reinfräst, kann man, egal ob Mann oder Frau, gar nicht anders, als in hilfloser Sauwut enden. Und dann ist die Frage, wohin damit? Wo ist der Feind, den ich packen kann? Das ist in anderen Fällen viel einfacher. Kommt einer mit Hakenkreuz daher, kann man sofort seine Fäuste in ihm versenken und dazu brüllen »Der hier ist für Auschwitz, der für den Zweiten Weltkrieg und der für euren unsäglichen Frisurengeschmack«. Damit macht man bestimmt nichts verkehrt. Aber was macht man, wenn man einem Mann begegnet? »Der hier ist für Zwangsheirat, der für Vergewaltigung, der für Ehrenmord und der für das systematische Fernhalten der Frauen von Bildung«? Muss man vorsichtig mit sein, denn nicht jeder Mann und so weiter.

Könnte ich mir mal eine wirklich anspruchsvolle Frauenrolle aussuchen, würde ich glatt Julia nehmen. Eine Frau, die für ihre Rechte kämpfen will, aber ausgerechnet in einer der, global betrachtet, völlig exotischen Umgebungen lebt, in denen sie und ihresgleichen aufgrund glücklicher kulturgeschichtlicher Fügungen nicht mehr so doll unterdrückt werden. Ein emotionaler Teufelskreis vom Feinsten.

Eigentlich komisch, dass jemand wie Julia ausgerechnet Tiermedizin studiert – und sich dabei dann auch noch mit jemandem wie Amelie anfreundet und sich von ihr dauernd in eine Männer-WG schleppen lässt. Aber so ist es eben.

Alles immer ein bisschen komplizierter, als man denkt, vor allem die Gefühle. Muss man immer im Großen und Ganzen betrachten.

»So, ich glaub, ich muss dann mal unter die Dusche, ne.«

»Sieht mir ganz so aus. Machts gut. Ich komm vielleicht nach dem Seminar noch bei euch vorbei.«

»Bis dann.«

Seufz. Amelie. Göttin in Brünnett, gazellenartigste Tiermedizinstudentin, die je einen Berliner Hörsaal betreten hat, anmutige Tänzerin auf unseren abgetretenen Holzdielen, selbst wenn sie in Birkenstock-Hauslatschen herumschlappt, willige Entgegennehmerin aller Sorgen und Licht meines bisweilen düsteren Daseins unter Geschlechtsgeossen. Kaum zu glauben, dass ein Wesen wie sie viele Jahre die Freundin des dicken Anti-Märchenprinzen Tobi war. Eigentlich nur dadurch zu erklären, dass die beiden dieses klassische Sandkasten-Ding am Laufen hatten. Konnten sich schon immer, mochten sich als Kindergartenkinder, hassten sich in der Grundschule, vertrugen sich wieder, gingen zusammen zum HSV und so weiter. Und dann, eines Abends, beide gerade 16 geworden und Amelies Eltern gerade mal weg, Amelie empfängt Tobi mit einer liebevoll handgefertigten Lasagne bei Kerzenschein, Tobi spielt ihr am Wohnzimmerflügel ein selbstgeschriebenes Lied vor und peng.

»Peng« stammt übrigens nicht von mir. Tobi hat mir den Beginn ihrer Liebe wortwörtlich so geschildert. Ich vermute stark, dass darin schon etwas von dem steckt, was ihre Beziehung schließlich nach gut fünf Jahren endgültig zum Scheitern brachte. Ich kann mich noch erinnern. Die beiden hatten, sich ohnehin gerade in Krise Nr. 248 befindend, einen Volkshochschulkurs für Kreatives Schreiben gebucht. Was da genau passiert ist, weiß keiner genau, denn

weder Tobi noch Amelie haben je irgendjemand was darüber erzählt. Auf jeden Fall haben sie sich gleich nach der ersten Stunde getrennt. Und zwar endgültig.

Aber nicht, dass Amelie danach weniger präsent bei uns gewesen wäre. Die ersten paar Wochen vielleicht. Aber irgendwie waren sie und Tobi wohl beide ganz glücklich, dass sie das überfällige Ende ganz unspektakulär und ohne die von beiden Seiten jeweils beim anderen befürchteten Selbstmordversuche, Amokläufe und Psychatrieeinweisungen hingekriegt hatten. Und Amelie kam bald wieder zu uns wie eh und je, nur dass sie nun öfter Julia mitbrachte, sich abends immer verabschiedete und von Zeit zu Zeit heimlich mit Gonzo, Hendrik, Francesco und mir Vorschläge für neue Tobi-Freundinnen diskutierte. So ist sie halt.

Nun ja, und für mich, der Amelie schon seit dem ersten Blickkontakt irgendwie toll fand, hätte nun eigentlich schleunigst das große Glück beginnen sollen. Tat es aber nicht. Ich schwöre, ich weiß nicht, was sie für mich empfindet. Und fürchte, ich werde es auch nie herausfinden. Selbst wenn man uns frontal nackt aneinanderfesseln würde, würden wir nur schüchtern lächeln und weiter über das Projekt »Neue Freundin für Tobi« reden.

Woran es bei mir hapert, weiß ich genau. Da läuft so ein archaisches Beißhemmungs-Programm in meinem Hirn ab: *Du kannst doch nicht mit der Exfreundin deines Freundes ... – Wieso nicht? – Na hör mal, das ist doch einfach zu billig, und außerdem hast du keine Ahnung, ob du seine Gefühle verletzt – Hmmm ... – Und du weißt sowieso nicht, ob sie überhaupt will. Willst du wirklich ein Riesendesaster für nix und wieder nix riskieren? – Ja, schon gut.*

Was bei Amelie ist – wie gesagt, keine Ahnung. Bei ihr werden alle Gefühle von ihrem grenzenlosen Fürsorgetrieb

verdeckt. Willst du ein Date mit Amelie? Verstauch dir den Fuß, krieg Grippe, hab Depressionen – funktioniert alles. Willst du Amelies Herz? Frag jemand anderen.

Vielleicht sollte ich mal allen Mut zusammennehmen und mit Tobi reden? Aber nicht heute ...

Während wir weitergehen, hole ich mein Handy raus und wähle.

»Hallo, Caio. Du weißt, was es bedeutet, einen Sportler zu stören?«

»Tschuldigung, aber ganz wichtige Frage: Könntest du dir vielleicht einen Fusselbart wachsen lassen?«

»Ihh! Wieso das denn?«

»Beim Fernsehen brauchen sie im Moment jede Menge junge Männer mit Fusselbart. Der Modetrend ist inzwischen bis ins letzte Dorf durchgesickert. So wie Piercing in den 90ern. Wenn du dir einen zulegst, würde das meine Arbeit immens erleichtern. Und ich hab hier eine brandaktuelle Anfrage ...«

»Vergiss es.«

»Du könntest ihn wachsen lassen, wir machen ein paar Fotos für meine Mappe, und dann rasierst du ihn fürs Erste wieder ab?«

»Vielleicht denk ich mal drüber nach.«

»Und euer Nachfolger für Hendriks Zimmer ist Schweizer, hab ich gehört?«

»Ja.«

»Und hat er diesen typischen Akzent?«

»Kann man wohl sagen.«

»Würd ich ja auch gern mal kennenlernen. Leute mit Schweizer Akzent hab ich noch gar keine in meiner Kartei, und die werden oft ganz dringend gebraucht.«

»Jetzt lass ihn erst mal einziehen.«

»Wie heißt er denn?«

»Reto Zimmerli.«

»Zimmerli. Okay, hab schon mal eine Karte angelegt. Du, ich muss Schluss machen. Kundengespräch auf der anderen Leitung. Hendriks Auszugsparty ist morgen, oder?«

»Genau.«

»Also, bis dann.«

Trotz aller Hektik strahlt Caio immer eine beneidenswerte Ruhe aus. Weiß auch nicht, wie er das macht. Vielleicht angeboren. Sein Vater ist Baumzüchter.

Ich bin auch gespannt, was mit Reto zu reißen sein wird. Er ist so die Sorte Schweizer, der die Schweiz satt hat, weil zu sauber, zu konservativ, zu perfekt und so weiter. Sagte er zumindest im Vorstellungsgespräch. Wir waren erst mal misstrauisch. In einem Vorstellungsgespräch kann man ja viel behaupten, um seine potentiellen Mitbewohner zu beeindrucken. Dann hat er aber davon erzählt, dass man ihn in der Schweiz in Untersuchungshaft gesteckt hat, weil er die Gewinne aus seinem Marihuana-Handel versteuern wollte, und das fanden wir so überzeugend, dass er am Ende das Rennen gegen den Kunststudenten aus Braunschweig, den Schlagzeuger aus Friedrichshain und die Travestie-Lokalgröße aus Kreuzberg gemacht hat.

An der Ecke Tucholskystraße trenne ich mich von Arne.

»Du duschst erst noch, bevor du wieder an den Rechner gehst, versprochen?«

»Geht klar. Wollte ich eh schon seit Tagen mal machen.«

»Und vergiss nicht, morgen Abend ist Hendriks Abschiedsparty.«

»Wie viel Uhr?«

»So ab zehn. Ich muss los. Tschüss, Arne.«

»Tschüss, Krach.«

Ja, man nennt mich *Krach*. Ein schöner Name eigentlich. Zeigt sofort, dass man mit bürgerlichen Werten und Le-

bensentwürfen nichts am Hut hat. Und der Bezug zu meinem Originalnamen Oliver Krachowitz ist auch da. Trotzdem ist *Krach* einfach mal die Silbe, die am wenigsten mit meinem Leben zu tun hat. Ich höre weder Punk noch Techno, ich hasse es, wenn Kinder im Hausflur schreien, ich hasse es, wenn aus dem vierten Stock geworfene Klaviere im Hof zerschellen und, um auf unsere Wohnsituation zurückzukommen, ich hasse alle Kreissägen, Schlagbohrer und Pressluftschlämmer. Alle anderen Silben meines Namens würden besser zu mir passen. O, Li, Ver, meinerwegen sogar Witz. Aber Namen sucht man sich halt nicht selber aus.

Ich sehe zu, dass ich nach Hause unter den Wasserstrahl komme. Ich hab nämlich noch was zu erledigen vor dem Mittagessen.

WELLNESS

Ich kenne Leute, die wirklich ausgefallene Geburtstagstermine haben. 14. Februar, 1. Mai, 24. Dezember. Richtig doof hat es meinen ehemaligen Klassensprecher erwischt. Der hat ausgerechnet am gleichen Tag Geburtstag wie Mussolini. Und das als hoffnungsvoller Grünen-Nachwuchspolitikler. Er hat sich erkundigt. Sein Geburtsdatum kann man nicht ändern lassen. Nicht mal durch Eingabe beim Petitionsausschuss des Bundestags.

Da habe ich es mit meinem Geburtsdatum weitaus besser, aber etwas speziell ist es doch. Ich habe nämlich am gleichen Tag Geburtstag wie mein Vater. Das heißt, ich muss meinen Geburtstag jedes Jahr mit ihm teilen. Das hat natürlich auch seine guten Seiten. Immerhin bin ich Einzelkind, und da ist jede Gelegenheit zum Teilleben gut, sagt man. Und ich finde es irgendwie auch schön, schließlich sieht man sich ja nicht mehr so oft, weil meine Eltern weit draußen in Lichtenfelde wohnen. Aber der Termin bedeutet für mich jedes Jahr mehr Stress, denn je älter ich werde, umso mehr wird von mir erwartet, dass ich etwas dazu beitrage, dass es nett wird. Vor allem Ideen.

Dabei ist es schon schwierig genug, ein Geschenk für meinen Vater zu finden. Na ja, ihm geht es wahrscheinlich genauso, denke ich mir und schlurfe weiter. Natürlich gibt es jede Menge tolle Läden in Berlin-Mitte, einer verrückter als der andere, und jeder für sich was ganz Besonderes. Aber ein Geschenk für einen in Ehren ergrauten techni-

schen Hauptsachbearbeiter bei den Berliner Verkehrsbetrieben und ehemaligen passionierten Amateur-Rugbyspieler zu finden, ist doch eine sehr spezielle Herausforderung.

Vielleicht einen aufblasbaren Fernsehturm? Oder ein altes Wählscheibentelefon? Eine Armbanduhr mit Laufschrift? Ein Hellboy-Heft? Ein ramponierter, aber echter Charles-Eames-Stuhl? Ein Paar Adidas Gazelle Retro-Sneaker, Sonderedition rot mit gelben Streifen? Nein, alles nichts. Viel zu schnuckelig, viel zu zerbrechlich. Zum Glück habe ich noch etwas Zeit. Heute ist Freitag, und der Geburtstag ist erst am Sonntag in einer Woche.

Mein Vater, der alte Rugbyfuchs, hatte schon ganz früh, ich glaube, ich konnte gerade mal laufen, die Regel eingeführt, dass jeder von uns dem anderen jederzeit etwas zuwerfen darf, und sei es noch so schwer und noch so unerwartet. Einzige Regel: Man musste dazu »Da kommt was!« rufen. Das war meine Rugby-Früherziehung. Am Anfang ging es mir auf die Nerven, dass mir dauernd Bälle und Stofftiere um die Ohren flogen. Später war ich dafür dann aber der Einzige in meiner Klasse, der seinem Vater seine Schultasche an den Kopf werfen durfte. Und, ehrlich, ich durfte werfen, so fest ich konnte, ich durfte mich heimtückisch von hinten anschleichen, und ich durfte sogar erst im letzten Moment »Da kommt was!« rufen – er hat sie immer gefangen und dabei auch noch gelacht. Ich wurde im Lauf der Zeit auch ganz gut. Am Ende habe ich mich dann aber doch für Fußball entschieden und eine Weile die Jugendspieler-Laufbahn durchgezogen, bis ich schließlich zusammen mit dem kompletten Mittelfeld der FC Lichterfelde B-Jugend radikal auf Alkohol, Drogen und Partys umgesattelt habe. Na ja.

Jedenfalls, einem Mann, dem man sein halbes Leben lang prall gefüllte Schultaschen an den Kopf geworfen hat,

dem schenkt man keine aufblasbaren Fernsehtürme und keine Adidas Gazelle Sneaker. Nein, irgendwie wird das so nichts. Wenn ich nicht wenigstens bei Wonderwarez-Trödel dieses spottbillige, fast komplette WM-1982-Klebealbum für mich entdeckt hätte, wäre meine Laune jetzt tief im Keller.

Etwas zum Thema »Da kommt was!« wäre ideal. Ha, vielleicht ... ja, einen Versuch ist es wert. Ich drehe um und schlüpfte in den Buchladen, an dem ich gerade vorbeigelaufen bin.

»Kann ich Ihnen helfen?«

»Gibt es zufällig ein Buch, das *Da kommt was!* heißt?«

»Nicht dass ich wüsste, aber ich schau mal im Computer ... Ah ja, hier: *Da kommt was* von Susanna Brinkelbaum, Liebesroman, Rosa Rose Verlag, 2004. Könnte ich bis morgen bestellen.«

»Hm, was anderes mit dem Titel gibts nicht?«

»Ich sehe hier nichts. Kennen Sie vielleicht den Autor?«

»Nein. Egal. Ich schau mich noch ein bisschen um.«

Nachdem ich die Sportbücher inspiziert habe, bleibe ich am Reclam-Regal hängen und studiere die Buchrücken. Weia. Ich habe mich immer noch nicht entschieden, welchen Text ich Montag in einer Woche bei der Schauspiel-schulen-Aufnahmeprüfung vorsprechen will. Da muss ich jetzt wirklich mal aus dem Quark kommen.

Was haben wir hier? Einen Klassiker? Oder lieber irgendwas Exotisches? Vielleicht was aus *Wilhelm Tell* ... Obwohl, nein, da rutscht man zu leicht ins Theatralische ab ... *Faust*? ... Hatte ich schon. Zu viele Klischees ... *Woyzeck*? ... Ich dreh mich schon wieder im Kreis. Mannomann, die anderen wissen bestimmt schon seit Jahren, was sie vorsprechen wollen. Während ich hier noch grüble, sind die bereits

völlig mit ihren Rollen verwachsen. Die erledigen wahrscheinlich schon ihre komplette zwischenmenschliche Kommunikation nur noch mit Goethe-Zitaten ...

Oh, ich muss los! Tobi und Gonzo warten.

*

Die Sonne brennt jetzt herunter, als ob sie testen will, was Berlin eigentlich aushält. Oder will sie uns für das, was wir vorhaben, bestrafen? Ich kauere mit Tobi und Gonzo in einem schattigen Hauseingang in der Reinhardtstraße und wir schminken uns gegenseitig die Gesichter grün. Wir tun es für Geld.

Die Theaterkantine des Berliner Ensembles liegt gleich bei uns um die Ecke, und immer wenn wir den Einheitsfraß aus den diversen Mensen nicht mehr sehen können, gehen wir hierhin zum Essen. Wie in jeder Kantine gibt es günstige Mitarbeiterpreise. Aber nur, wenn man einer von den Schauspielern oder dem anderen Theatergesocks ist. Das heißt, entweder man hat einen Hausausweis, oder man ist dermaßen kostümiert und geschminkt, dass keiner groß nachfragt. Sonst zahlt man zwei Euro mehr. Wenn man das auf Tobi, Gonzo, Francesco, Hendrik und mich hochrechnet, kommen da jedes Mal zehn Euro zusammen, und aufs Jahr betrachtet läppert sich das. Als Gonzo deswegen eines Tages die bescheuerte Idee hatte, dass wir uns einfach auch verkleiden und schminken, fanden wir das erst mal prima. Am Anfang waren wir auch wirklich sehr kreativ. Vor allem Francesco hat sich immer wieder mit verwegenen Hüten, Umhängen und Glitzer-Accessoires hervorgetan. Aber inzwischen ist irgendwie der Schwung raus. Francesco und Hendrik kommen nur noch selten mit, weil sie keine Zeit mehr haben, und Tobi, Gonzo und mir fällt schon seit zwei

Wochen nichts anderes mehr ein als grün angemalte Gesichter. Wenn wir so weitermachen, fliegen wir bestimmt bald auf. Eigentlich müsste sich die Kassendame schon längst mal gefragt haben, in welcher Berliner-Ensemble-Produktion denn bitte schön immer drei Knalltüten mit grün geschminkten Gesichtern auftreten.

Nach fünf Minuten konzentrierter Malarbeit sind wir bereit für den Auftritt. Gonzo steckt die Schminke ein und wir ziehen los. Auf dem Weg dreht sich kaum einer nach uns um. Leute, die in Berlin-Mitte rumlaufen, sind entweder zu beschäftigt oder haben eh schon alles erlebt oder sehen selbst noch bescheuerter aus als wir. Oft sogar alles auf einmal.

»Nächstes Mal müssen wir aber wirklich was anderes machen.«

»Ich weiß schon: dunkelblau und taubengrüne Augenbrauen als farblichen Akzent.«

»Nein, Gonzo, ich meine, richtig was anderes.«

»Lauft mal schneller. Ich hab Hunger.«

Wir huschen über den Berliner-Ensemble-Hof und trampeln die Treppe zur Kantine runter. Dabei versuchen wir, möglichst so auszusehen, als ob wir von harter Probenarbeit gezeichnet sind. Tobi bleibt natürlich wieder minutenlang vor der Menütafel stehen, rückt sich die Brille zurecht und streicht sich über seinen stattlichen Bauch.

»Hm, Putenbrust. Gabs gestern schon in der Mensa.«

»Pssst! Nicht von der Mensa sprechen. Wir sind Schauspieler.«

»Du kannst doch heute noch mal das Gleiche essen.«

»Ich bin aber gestern davon nicht satt geworden. Der Schock sitzt noch tief.«

»Dann nimm zwei Portionen.«

Wir schnappen uns die Tablettts und reihen uns ein. Das

Touristengröppchen in der Schlange lässt uns ehrfürchtig nach vorne und tuschelt aufgeregt herum, weil es uns tatsächlich für echte Berliner-Ensemble-Schauspieler hält. Nur wegen bisschen grün im Gesicht.

Das Bezahlen klappt zum Glück wieder reibungslos. Wir setzen uns in unsere Stammecke hinten rechts und gabeln los.

»Sagt mal, habt ihr vielleicht eine Idee, was ich meinem Vater zum Geburtstag schenken könnte?«

»Das kann doch nicht so schwer sein.«

»Genau. Er ist doch keine Frau. Der liest nicht zwanghaft überall geheime Signale heraus.«

»Der freut sich doch bestimmt einfach über einen guten Cognac.«

»Und zwar ohne lang zu grübeln, ob du ihm damit sagen willst, dass er eine Saufnase ist.«

»Mjam.«

»Na ja, das Geschenk sollte aber irgendwie auch was mit mir zu tun haben.«

»Lad ihn doch einfach in ein gutes Restaurant ein.«

»Ach weißt du, mein Vater ist irgendwie nicht so der Typ für gute Restaurants. Der kommt mit den Kellnern nicht klar.«

»Schade ... Mmh, wirklich ein Freudenfest für den Gaumen heute.«

Manchmal könnte man glatt vergessen, dass Tobi über seine gewaltigen Verdauungskapazitäten hinaus auch noch andere Qualitäten hat. Zum Beispiel den Spontanhumor eines jüdischen New Yorker Stand-Up-Comedians und den Spieltrieb eines hyperaktiven Achtjährigen. Und dass er nicht nur beim Essen, sondern auch beim Comics Sammeln und beim Computerspielen und, ja, eigentlich bei allem, was er so macht, zum Suchtverhalten neigt. Ach ja, und

nicht zu vergessen, dass er Pharmazie studiert, was der Sache mit dem Suchtverhalten natürlich eine etwas bedrohliche Note gibt.

»Sag mal, da in deiner Tüte, das ist doch nicht etwa ein 82er-WM-Album?«

»Doch, hab ich gerade bei Wunderwarez gekauft.«

»Wie niedlich. Schau mal, das Cover. Grün-blauer Farbverlauf und gelb als Akzentfarbe. Das war damals absolut Avantgarde.«

Gonzo krault sich den Kinnbart und blättert.

»Hm, Hrubesch fehlt.«

»Was? Deswegen war es also so billig.«

»Der hat dich betrogen.«

»Na komm, Rossi ist drin, Zico, Platini ...«

»Vielleicht finden wir einen Hrubesch bei eBay.«

»Gibts doch nicht, schon wieder leer der Teller.«

Tatsächlich, Tobi ist fertig. Obwohl er zwei Portionen, Extra-Beilage und zwei Nachtische hatte.

»Haut mal rein. Ich hab gleich mein Anorganische-Chemie-Seminar.«

»Puh, ich schlafe schon ein, wenn ich das Wort höre.«

»Wenn du nicht so einen erzkonservativen Drogengeschmack hättest, würdest du das jetzt nicht sagen.«

Gonzo und ich essen auf, und wir gehen. Die Touristengruppe starrt uns hinterher und tuschelt was von Brecht. Ich kann mir beim besten Willen nicht vorstellen, dass der Stücke geschrieben hat, in denen junge Männer mit grünen Gesichtern vorkommen, aber wer weiß.

»Bis heute Abend dann.«

»Und viel Spaß beim Drogen designen.«

»Na ja, ich bin noch ganz am Anfang.«

*

Ich verkrieche mich ins nächste Gebüsch und fange an, mir mit einem Papiertaschentuch die Schminke vom Gesicht zu wischen. Das dauert jedes Mal. Und meinen Taschenspiegel habe ich heute auch noch vergessen. Mist. Keine Ahnung, ob man noch was Grünes sieht. Muss ich gleich noch mal in einem Auto-Außenspiegel nachkontrollieren, bevor ich meinen Job antrete.

Manchmal denke ich, dass ich Tobi und Gonzo viel zu oft sehe und mich die ganze Abhängerei mit ihnen vielleicht nicht so richtig weiterbringt. Aber Tobis Witze und Gonzos bescheuerte Ideen ergeben für mich zusammen so etwas, das ich wahrscheinlich Wellness nennen würde, wenn der Name nicht schon für den ganzen Avocado-Honigmilchbad-Wüstensandpeeling-Aromadampfsauna-Schnickschnack vergeben wäre. Abgesehen davon, dass wir drei kaum Geld haben und gerade solo sind, könnte es von mir aus immer so weitergehen.

Und für gelegentliche Einflüsse von außen sowie Hilfe in Notlagen haben wir Francesco und Hendrik. Das heißt, nein, ab morgen nicht mehr Hendrik, sondern Reto. Aber der kann bestimmt auch was. Schweizer können immer was.

Als ich die Treppe zur U-Bahn runtergehe, höre ich eine vertraute Stimme.

»Haste maln Euro oder fünfzig Cent ... ach, du bists, Krach.«

Punk-Erwin. Auf seinem Stammplatz. Einer von den vielen Freunden, die man einfach schon immer kennt, aber ums Verrecken nicht mehr weiß, woher eigentlich.

»Also Erwin, erstens finde ich, du solltest die Leute, die du anschnorrst, vorher angucken, und zweitens, schau mal auf die Uhr, deine Mama wartet schon längst mit dem Essen auf dich.«

»Was? Scheiße! Das gibt Ärger.«

»Warum stellst du dir nicht den Wecker an deinem Handy?«

»Du, ich hab letzte Woche ein iPhone gekriegt, und damit komm ich überhaupt nicht klar.«

»Dann kauf dir ne Armbanduhr.«

»Zu spießig. Tschüss ... Ach, morgen ist bei euch Hendriks Abschiedsparty, oder?«

»Ja.«

Wie sich das immer herumspricht.